

(Nachdruck verboten.)

61)

## Auferstehung.

Roman von Leo Tolstoj.

„Ja, versteht sich,“ sagte Nikitin auf die von Wolf an ihn gerichteten Worte, ohne sie zu verstehen.

B. dagegen hörte Wolf mit trauriger Miene zu und zeichnete Guirlanden auf das vor ihm liegende Papier. B. war ein Liberaler von reinstem Wasser. Er hielt unerschütterlich an den Traditionen der sechziger Jahre fest, und wenn er einmal von seiner strengen Neutralität abwich, so geschah das nur nach der liberalen Seite hin. So war B. im vorliegenden Fall, abgesehen davon, daß der wegen Verleumdung Klage führende Macher der Aktiengesellschaft ein schruppiger Mensch war, auch noch deswegen auf seiten derjenigen, die die eingelegte Revision ohne Erfolg lassen wollten, weil diese Anklage des Journalisten wegen Verleumdung einen Eingriff in die Pressefreiheit bildete.

Als Wolf mit seinen Darlegungen zu Ende war, wies B., ohne seine Guirlande zu Ende gezeichnet zu haben, traurig — er war deswegen traurig, weil er solche Wahrheiten aussprechen mußte — mit weicher, angenehmer Stimme kurz, einfach und überzeugend auf das Unbegründete der Revision hin, senkte dann den Kopf mit weißem Haar und zeichnete die Guirlande zu Ende.

Stoworodnikow, der Wolf gegenüber saß, und die ganze Zeit über mit seinen dicken Fingern den Schmirr- und Bardenbart in den Mund strich, hörte sofort, als B. geendet hatte, auf, auf seinem Bart zu kauen und sagte mit lauter, knarrender Stimme, daß er, wenngleich der Vorstand der Aktiengesellschaft ein etelhafter Mensch sei, dennoch für Kassierung des Urteils wäre, wenn nur gesetzliche Gründe dafür vorhanden wären; da aber solche nicht existierten, so schloß er sich der Ansicht Iwan Semjonowitschs (B.S.) an, — jagte er voll Freude über die hiernit gegen Wolf gerichtete Spitze. Der Vorsitzende schloß sich der Ansicht Stoworodnikows an, und die Angelegenheit war in abschlägigem Sinne entschieden.

Wolf war namentlich deswegen unwillig, weil er gleichsam gewissenloser Parteilichkeit bezichtigt worden war; er stellte sich aber gleichgültig, entfaltetete den folgenden Prozeß der Maslowa und vertiefte sich in ihn. Die Senatoren hatten inzwischen geklingelt, sich Thee bestellt und unterhielten sich über einen Fall, der damals nebst dem Duell Stamenstis alle Petersburger beschäftigte.

Es war die Geschichte eines Departementsvorstehers, der des im Straf-Gesetzbuch § 995 vorgesehenen Sittlichkeitsverbrechens angeklagt war.

„Welche Abscheulichkeit!“ sagte B. mit Ekel.

„Wann? Was ist denn Schlimmes dabei? Ich kann Ihnen ein russisches Buch mit dem Vorschlage eines deutschen Schriftstellers zeigen, der offen darauf hinausgeht, so etwas nicht für ein Verbrechen zu halten,“ sagte Stoworodnikow, der mit gierigen Zügen den Rauch einer zerknüllten Zigarette einzog, die er zwischen den Fingern nahe der Handfläche hielt, und lachte ungestüm.

„Unmöglich,“ sagte B.

„Ich werde es Ihnen zeigen,“ sagte Stoworodnikow und gab den vollständigen Titel des Buchs nebst Jahr seines Erscheinens und Namen des Herausgebers an.

„Ich höre, er ist zum Gouverneur einer Stadt in Sibirien ausersehen worden.“

„Großartig! Der Erzbischof wird ihn mit dem Kreuzstift empfangen. Man müßte einen von derselben Sorte dazu bestimmen,“ sagte Stoworodnikow — „ich könnte ihnen einen empfehlen.“ Damit warf er seinen Zigarettenstummel in die Untertasse, stopfte wieder so viel Bart, wie er nur konnte, in den Mund und begann darauf zu kauen.

In diesem Augenblick trat der Kommissar ein und trug den Wunsch des Advokaten und Rechljudows vor, bei der Verhandlung über den Prozeß der Maslowa zugegen zu sein. „Dieser Prozeß,“ sagte Wolf, „ist ein ganzer Roman.“ Dann erzählte er alles, was er vom Verhältnis Rechljudows zur Maslowa wußte.

Nachdem man eine Weile über den Fall gesprochen, die

Zigaretten zu Ende geraucht und den Thee ausgetrunken hatte, traten die Senatoren in den Sitzungsaal hinaus, verkündeten den Urteilspruch in dem vorhergehenden Prozeß und machten sich an den Prozeß der Maslowa.

Wolf trug mit seiner feinen Stimme sehr ausführlich die Kassationsklage der Maslowa wieder nicht ganz unparteiisch, sondern mit dem deutlichen Wunsche vor, das Urteil des Gerichts kassiert zu sehen.

„Haben Sie noch etwas hinzuzufügen?“ wandte sich der Vorsitzende an Janarin.

Janarin stand auf, streckte seine weiße, breite Brust vor und wies Punkt für Punkt mit bewunderungswürdiger Eindringlichkeit und Genauigkeit des Ausdrucks ein Abweichen des Gerichts in sechs Punkten von dem bestimmten Sinn des Gesetzes nach und erlaubte sich außerdem, wenn auch in aller Kürze, das Wesen der Sache und die himmelschreiende Ungerechtigkeit des Urteils selbst zu berühren. Der Ton der kurzen aber kräftigen Rede Janarins war derart gehalten, daß er sich wegen seiner Hartnäckigkeit entschuldigte, die Herren Senatoren mit ihrem durchdringenden, juristischen Verstande sähen und verständen das besser, aber er thäte es nur deswegen, weil die von ihm auf sich genommene Pflicht es erheischte.

Nach der Rede Janarins schien es, als könnte nicht der geringste Zweifel mehr darüber herrschen, daß der Senat die Verfügung des Gerichts aufheben müsse. Als Janarin seine Rede beendet hatte, lächelte er wie ein Sieger. Rechljudow, der seinen Advokaten ansah und dieses Lächeln wahrnahm, war überzeugt, daß man gewonnenes Spiel habe. Als er aber die Senatoren anblickte, sah er, daß Janarin allein lächelte und triumphierte. Die Senatoren und der Gehilfe des Oberstaatsanwalts lächelten und triumphierten nicht, sondern hatten das Aussehen von Leuten, die sich langweilen und sagen: haben schon manchen von der Sorte gehört; alles das hat gar keinen Zweck! Alle waren augenscheinlich erst dann befriedigt, als der Advokat geendet hatte und aufhörte, sie unnötig festzuhalten. Sofort nach Beendigung der Rede des Advokaten aber wandte sich der Vorsitzende an den Gehilfen des Oberstaatsanwalts. Seljonin sprach sich kurz, aber klar und deutlich für Belassung des Urteils in unveränderter Form aus und fand alle Gründe für eine Kassierung unzulänglich. Hierauf standen die Senatoren auf und gingen zur Beratung. Im Beratungszimmer waren die Stimmen geteilt. Wolf war für Kassation; B., der begriffen hatte, um was es sich handelte, trat ebenfalls sehr eifrig für Kassation ein, nachdem er seinen Kollegen lebhaft das Gericht und das ungenügende Verständnis der Geschworenen, wie er es richtig aufgefaßt, geschildert hatte. Nikitin war wie immer für Strenge überhaupt und strikte Formlichkeit; er war gegen die Kassierung. Alles hing von der Stimme Stoworodnikows ab. Und diese Stimme trat auf die gegnerische Seite, namentlich deshalb, weil der Entschluß Rechljudows, dieses Mädchen aus Gründen der Moral zu heiraten — ihm im höchsten Grade widerwärtig war.

Stoworodnikow war Materialist und Darwinist und hielt alle Erscheinungen abstrakter Moral oder noch mehr von Religiosität nicht nur für verachtungswürdigen Unverstand, sondern sogar für eine persönliche Kränkung. Diese ganze Geschichte mit dem gefallenen Mädchen und die Gegenwart eines berühmten Advokaten, der sie verteidigte, sowie Rechljudows selbst hier im Senat, war ihm im höchsten Grade widerwärtig. Und er strich sich den Bart in den Mund und schnitt Grimassen und stellte sich sehr natürlich so, als wenn er von der Sache nichts andres wüßte, als nur das, daß die Gründe zur Kassation unzureichend wären, und er deswegen dem Vorsitzenden beistimmte, die Klage ohne Folgen zu belassen.

So wurde das Gesuch abschlägig beschickt.

## Zweiundzwanzigstes Kapitel.

„Schrecklich!“ sagte Rechljudow, als er mit dem Advokaten, der seine Aktenmappe zusammenlegte, in das Vorzimmer trat. „Bei einer Sache, die ganz sonnenklar ist, stoßen sie sich an der Form und geben einen abschlägigen Bescheid. Schrecklich!“

„Die Sache ist im Gericht verpfuscht,“ sagte der Advokat.

„Cogar Seljonin ist für Ablehnung. Schrecklich, schrecklich!“  
 sah Rechjudow fort. „Was soll man jetzt unternehmen?“  
 „Wir reichen an allerhöchster Stelle ein Gesuch ein. Sie  
 selbst reichen es, noch während Sie hier sind, ein. Ich sehe  
 es Ihnen auf.“

In diesem Augenblick kam der kleine Wolf mit seinen  
 Ordenssternen und der Uniform ins Vorzimmer und trat auf  
 Rechjudow zu.

„Was ist dabei zu machen, lieber Fürst! Die Gründe  
 waren nicht stichhaltig,“ sagte er, seine schmalen Achseln  
 zuckend und die Augen schließend. Dann ging er seiner Wege.

Nach Wolf kam auch Seljonin heraus, der von den  
 Senatoren erfahren, daß Rechjudow, sein früherer Freund,  
 hier sei.

„Das hatte ich nicht erwartet, Dich hier zu treffen,“ sagte  
 er, an Rechjudow herantretend, und lächelte mit den Lippen,  
 während seine Augen melancholisch blieben. „Ich wußte gar  
 nicht, daß Du in Petersburg seist.“

„Und ich wußte nicht, daß Du Oberstaatsanwalt bist...“  
 „Gehilfe,“ verbesserte Seljonin. „Wie kommst Du in den  
 Senat?“ fragte er mit einem melancholischen und verzagten  
 Blick auf seinen Freund. „Ich habe erfahren, daß Du in  
 Petersburg wärest, aber weshalb kommst Du hierher?“

„Weshalb? Weil ich Gerechtigkeit zu finden und ein ohne  
 Grund verurteiltes Weib zu retten hoffte.“

„Welches Weib?“  
 „Der Prozeß, der eben entschieden ist.“  
 „Ah, der der Maslowa,“ erinnerte sich Seljonin. „Ein  
 ganz unbegründetes Gesuch.“

„Es kommt nicht auf das Gesuch, sondern auf das  
 Weib an, das unschuldig ist und Strafe erleidet.“  
 Seljonin seufzte.

„Sehr gut möglich, aber...“  
 „Nicht nur möglich, sondern sicher...“  
 „Woher weißt Du?“

„Daher, weil ich Geschworne war. Ich weiß, womit  
 wir den Fehler begangen haben.“  
 Seljonin dachte nach.

„Das hätte damals vorgebracht werden müssen.“  
 „Ich habe es vorgebracht.“  
 „Es hätte zu Protokoll genommen werden müssen. Wenn  
 das bei der Kassationsklage vorgekommen wäre...“

Seljonin, der immerfort beschäftigt war und wenig in  
 der Gesellschaft verkehrte, hatte augenscheinlich von Rech-  
 judows Roman nichts gehört; Rechjudow aber, der das  
 bemerkte, entschied bei sich, daß er über seine besonderen Be-  
 ziehungen zur Maslowa mit jenem nicht zu reden brauche.

„Aber es bleibt doch auch so ganz klar, daß das Urteil  
 absurd ist,“ sagte er.

(Fortsetzung folgt.)

## Große Berliner Kunstaussstellung.

II.

Die Bilder der Ausländer sind in diesem Jahre nach den  
 Nationen in Sälen vereinigt; daß die Sammlungen eine vollwertige  
 Vertretung ihres Landes bilden, kann man jedoch nur von den  
 Schweden und Dänen sagen. Am wenigsten gibt es von den  
 Franzosen. Es sind genau dieselben Maler, deren Arbeiten man  
 in deutschen Ausstellungen zu sehen gewohnt ist und die besonders  
 in den beiden französischen Ausstellungen des letzten Winters in  
 Berlin zu finden waren. Es ist derselbe Villotte mit  
 seinen Landschaften aus der nächsten Umgebung von Paris,  
 vor den Stadthoren und aus Steinbrüchen, in den zarten, grauen  
 Farben des Spätabends und des Herbstes, derselbe Rozol mit  
 seinen nüchternen Mondscheinbildern in hartem Blau. Beste ältester  
 Maler hängen neben solchen, in denen modernste Strömungen zum  
 Ausdruck kommen; der alte Klassizist Gerôme hat zwei seiner  
 glatten und kalten Bilder „Die Wahrheit“ — ein nacktes Weib, das  
 laut schreiend aus einem Brunnstein heraussteigt — und „Die An-  
 nufung Buddhas“, und Edgar Maxences „Murmeln der  
 Quelle“ ist ein Beispiel des gezierten modernen französischen  
 Symbolismus. — Es ist erstaunlich, wie wenig frisch und un-  
 befangen die Bilder dieses französischen Saales im allgemeinen  
 wirken. Jeder dieser Künstler hat seine ganz besondere Art, die  
 Dinge anzusehen und wiederzugeben, die ihm zur Manier geworden  
 ist, wie sie auch kaum aus einer ursprünglichen, naiven Beobachtung  
 stammt. Wenn Le Gout-Gerard ein Hasenbild malt, so bleibt  
 es im Grunde immer dasselbe: vorn viele kleine Boote mit zahl-  
 losen Masten, dahinter eine blaue Stadtsilhouette gegen den von  
 zerissenem Gewölke bedeckten, gelbroten Abendhimmel, dessen Töne  
 im Wasserspiegel wiederkehren, bald weiter, bald weniger vorgezogen  
 in der Stimmung, d. h. mehr blau oder mehr gelbrot in der Farbe.

Aber diese Töne wirken doch weißlich und unwahr, sie erscheinen  
 zurechtgemacht, nicht ehrlich beobachtet. Bei Rossot-Ranger,  
 dessen Kopf eines Mannes und Altstudie weich und malerisch be-  
 handelt sind, macht sich wieder ein gelbgrüner Gesamtkon in allen  
 Bildern unangenehm bemerkbar. Schärfer beobachtet, wenn auch  
 übertrieben in den grünen Reflexen auf dem Gesicht ist dagegen das  
 Bild einer Dame von Desnard, die in hellrotem Kleide auf einer  
 Wiese mit Wald im Hintergrund steht.

Das beste in diesen Sälen sind die Porträts. In Benjamin-  
 Constant's Bild des Lord Dufferin sind die großen Züge des  
 Gesichtes mit markigen Strichen herausgehoben, es ist eine nicht  
 gerade in den Einzelheiten sorgfältig durchgeführte, sondern breit  
 angelegte, nur das Wesentliche betonende Charakterstudie. Auf  
 diesem Bildnis fällt ebenso wie auf den andern, dem  
 Bildnis seiner Tante und seines Sohnes, auch die ge-  
 wählte Farbengebung auf; hier ist gegen das kräftige Rot des  
 Moders ein graueroter Grund gesetzt. Nicht wie Lenbach, dessen  
 Porträts in der äußerlichen Anordnung eine große Gleichförmigkeit  
 zeigen, geht Benjamin Constant vor, er paßt Farbe und Zeichnung  
 ganz dem Charakter des Dargestellten an und sucht ein großzügiges,  
 aber möglichst objektives Bild von seinem Wesen zu geben. Blanches  
 Porträtkunst ist mit dieser nicht in Vergleich zu setzen, er geht in einer  
 mehr spielerischen Art lieber auf gefällige Bildwirkung, als daß er nach  
 psychologischer Vertiefung seiner Modelle, die zumeist Frauen sind, strebt.  
 Er war einer der ersten unter den französischen Malern, der bei der  
 älteren englischen Bildnismalerei starke Anleihen machte; seine  
 „Uncle“ (oder „Melancholie“) legt davon Zeugnis ab. Sein „blauer  
 Salon“ und „grünes Vorzimmer“ sind nur noch lediglich dekorativ  
 und in ihrer Farbe von einer unangenehmen Schärfe. Auch mit den  
 verbläuten Farben Aman-Jeans kann man sich nicht be-  
 freunden. Diese absichtliche Steifheit und der starre Ausdruck der  
 stark stilisierten Bilder erwecken den Eindruck, als seien sie aus einer  
 herrschenden Modeströmung entstanden.

Fantion-Latour hat nicht nur in einem Gemälde, sondern  
 auch in einer Reihe von Lithographien mythologische Szenen,  
 meist im Anschluß an Wagner, darzustellen versucht; er  
 malt (und zeichnet) die Körper in einer weichen Modellierung  
 mit fast zerfließenden Silhouetten und in einer angenehmen,  
 aber konventionellen Farbengebung, der Größe der Motive nur  
 wenig entsprechend. Sehr interessant sind die Bilder von Cottet,  
 der wie Simon zu einer Gruppe von Malern gehört, die ihren  
 Stoffkreis in der Bretagne und unter ihren Bewohnern suchen. Es  
 sind Bilder von hervorragenden malerischen Eigenschaften, namentlich  
 des erleren „Arme Frau in Vest“, die mit dem Kind im Arm ganz  
 vorn dunkel gegen den helleren Hintergrund, die freie See, sitzt; das  
 ist breit und kräftig, in einer kühlen grünen und braunen Farben-  
 reihe gegeben. Simon mit seiner Schilderung eines Wohlfahrtstags  
 ist größer.

Emile Wauters, von dem eine ganze Kollektion zur Aus-  
 stellung gelangte, ist in erster Linie Porträtmaler. Er gibt seine  
 Modelle einfach in ungezwungener Haltung, geschmackvoll in der Farbe.  
 Charakteristisch dargestellt ist die Art, wie etwa der Brüsseler Bank-  
 direktor Jamar sich gemächlich in den Stuhl zurücklehnt und gemäch-  
 lich auf den Beschauer herabsieht; der Fleishton erscheint hier  
 freilich glatter und konventioneller als in dem Bildnis der Frau  
 Luise Hagen, die bedeutend frischer und überhaupt ein prächtiges  
 Stück Malerei ist. Seine Landschaften sind fast alle der farbenreichen  
 nordafrikanischen Welt entnommen. Darnr aber ist von ihm auch im  
 Hauptsaal eine Niesenlandschaft mit einer historischen Scene:  
 Sobieski am Kahlenberge vor Wien, das von den Türken belagert  
 wird, ausgestellt. Es ist, trotz des Formats, das von vorn herein  
 gegen das Bild einnehmen könnte, eine Achtung gebietende  
 Leistung. Es ist Größe in dieser Landschaft mit der Stadt  
 in der Mitte, auf die man von der Höhe im Vorder-  
 grunde herabsieht, das Land streckt sich, reich gegliedert,  
 in trübem Licht weit hin zu dem fernen Horizont, durch-  
 zogen in großen Bindungen von der blindenden Donau; weit und  
 hoch wölbt sich der bewölkte Himmel über der Ebene, und vorn  
 stehen auf dem Hügel die Reiter in blitzender Eisenrüstung, ruhig,  
 ohne die Pose, die sonst in Historienbildern unerlässlich war, und sie  
 fügen sich gut ein in das Ganze. Das Bild hat in seinem Aufbau  
 wirklich etwas von der Monumentalwirkung, die Deltmann und  
 Bogel, wie wir sahen, vergeblich anstrebten.

Von den Holländern haben die „Mittleren“ eine größere  
 Anzahl Bilder geschildert. Die etwas trübe Farbengebung mit braunem  
 Grundton und das übergroße Format sind für sie charakteristisch,  
 d. h. die Bilder sind größer als ihre Art eigentlich verträgt; aber  
 sie sind mit solidem Können und treuer Beobachtung gemalt. Einfache  
 Szenen aus dem Leben des Volks, Marinen in der bekannten  
 Art Mesdag und sehr große Stillleben sind die Hauptmotive.  
 Daß die Malerei der Belgier im allgemeinen nicht anders wirkt,  
 ist schon ein Zeichen, daß von einer vollständigen Vertretung der  
 letzteren nicht die Rede sein kann; denn kaum in einem Lande gehen  
 so viele Richtungen unvermittelt neben einander her wie in Belgien.  
 In derselben ehrlichen, aber etwas nüchternen Art, wie man sie bei  
 den Holländern zu sehen gewohnt ist, schildert Farashe den  
 „Anfall“, den ein Vanerwagen durch einen Achsenbruch auf der  
 Landstraße erleidet, oder wie der Krabbenfischer über die Dünen  
 nach Hause reitet oder wie die Rege gesiebt werden; überseht  
 Jacoby die Geschichte vom verlorenen Sohne unter die Leute  
 seiner Heimat usw. Van Leeuwen, Verheyden, Janssen

Dierck, Carpentier, von ihnen allen wäre immer nur dasselbe zu sagen; Courten's ist mit drei Landschaften vertreten, unter denen ein Herbstbild, ein Waldinterieur mit einem Bach, in strahlendem Goldgelb am meisten auffällt. Stärkere Eindrücke empfängt man von den kräftigen farbigen Bildern van Strijbonds, darunter einem Bildnis des Bildhauers van der Stappent, der bei der Arbeit ist, und einem Freilichtbild „Farandole“, — Mädchen, die in einer Kette dahinstürmen; das Bild zeigt in der Farbe wie in der Zeichnung manche Härten, aber auch eine kraftvolle Gestaltung des Raums und frische Behandlung des Freilichts, und jede der stark bewegten jugendlichen Gestalten ist lebensvoll gestaltet. Von den andern Richtungen der belgischen Malerei geben nur Leempoels direkt alberne, im schlimmsten Sinne des Wortes „symbolistische“ Bilder und Jean Delbilles „Schule des Platon“ Kunde. Auch an dem letzteren fühlt man sich zunächst versucht, achselzuckend vorüberzugehen, bis man bei genauerem Hinsehen ein sehr beachtenswertes Streben entdeckt. Das Bild wirkt wie die Gobelmalerei, es ist in blassen braunen bis rosa und grünen bis violetten Tönen gehalten und in der Komposition und in der Zeichnung der einzelnen streng stilisiert. Um Platon in der Mitte gruppieren sich auf der Marmorbank unter Säulen, zwischen denen sich die Aussicht aufs Meer eröffnet, die Schüler. Es ist eine merkwürdige Gegenfälschung zwischen den oft harten Konturen und der weichen Modellierung der nackten Körper und der im ganzen geziert geschwungenen Haltung, zwischen der Ruhe und maßvollen Haltung im allgemeinen und dann wieder der übertriebenen einzelnen Geste. Und doch wirkt das Bild als Ganzes, als dekorative Malerei.

Schwer unterzubringen nach seiner Nationalität ist Clari Melchers, von dem zahlreiche Werke zu einer Sonderausstellung vereinigt sind. Er ist von Geburt Ameritaner, aber wie alle diese in Paris gebildet und in seiner Farbe erinnert er an die Holländer. Er ist der „Maler“ im engsten Sinne, der hervorragende Techniker; seine Bilder sind mit einer verblüffenden Sicherheit heruntergemalt, sie sind stark farbig, aber immer bringt er auch die weit auseinanderliegenden Töne zu einer einheitlichen Farbestimmung zusammen; es dominieren wohl, wenn man seinen Blick über alle diese Bilder gleiten läßt, gewisse violette und gelbliche Töne, Melchers zeigt indessen doch stärkere Variationen als andre Maler. Melchers ist freilich eine kühlte Natur, und keine seiner Bilder vermag einen innerlich zu packen. Es scheint ihm gleichgültig, welchen Vorwurf er gerade hat, ob er ruhende Schiffer oder das Porträt einer Dame, einen Akt oder eine biblische Scene, eine Landschaft oder eine Mutter mit Kind malt, immer steht er nur die farbige Erscheinung, die er virtuos wiederzugeben weiß. Am besten ist er in Bildern, in denen er sich auf die braungraue Farbensreihe beschränkt; sein Fechtmeister den er so gemalt hat, ist eine Prachtleistung.

In der letzten Berliner Internationalen Kunstausstellung vor vier Jahren sind die Schweden „entdeckt“ worden; man sah damals, daß sich in ihrem Lande eine blühende Malerschule entwickelt hatte, die zwar noch in starker Abhängigkeit von Paris stand, aber doch auch Ansätze zu einer eignen Kunst zeigte. Die jetzige Ausstellung zeigt schon eine stärker ausgeprägte Eigenart. Die heimatische Landschaft, Schneestimmungen, Motive aus dem farbenfrohen Dalekarlien treten mehr hervor. Es ist ein Zeichen der Jugendfrische, daß das Beste in diesen Sälen sich streng auf naturalistische Bahnen hält; die Maler werden nicht müde, die tiefen Stimmungsreize, die ihr Land ihnen bietet, auszuschöpfen. Schulberg schildert einen Wintermorgen in Dalekarlien in köstlich zarten Farben: über die von tiefem weichen Schnee bedeckte Landschaft ergießt sich das erste milde Licht und spielt durch das dünne Gezweig der Birken am Wege, die sich auch in leichten blauen Schatteln auf dem Schnee abzeichnen. Oder er giebt einen Vorfrühlingsabend in den Bergen, deren Gipfel noch von der letzten Soime vergoldet sind, während über den Tälern im Vordergrund schon Schatteln gebreitet liegen; er malt auch die Frühsummernacht und die Walddämmerung, fast auf jedem Bild erscheint er als ein anderer, immer wie das Motiv es erfordert. Kindborg hat einen „Mondaufgang“ dargestellt; über dem Wald, der die sich erst zu einem Flußthal senkende und dann wieder erhebende dunkle Landschaft nach hinten abgrenzt, steigt der Mond auf — das ist so schlicht und doch so tief in der Stimmung gegeben, daß man von dem Bild nicht loskommt. Kallstenius, der nach größeren Wirkungen strebt, ist härter und kälter. Anders sind auch die Wirkungen, die von Ankarerona's Gemälden ausgehen. Es sind starke Accorde, die in ihnen angeschlagen werden, Bilder, in denen historische Stimmungen wach werden, ohne daß sie doch die Spur vom alten Historienbilde hätten. Die „Ersten im Lande“ heißt das eine. Wie eine dunkle Mauer schiebt sich der tiefgrüne Wald gegen den lichtgrünen Spätabendhimmel; über die in kurzen Wellen bewegte See, die davor liegt, segeln zwei Walfingerboote, mit felsamen dunklen Silhouetten; einen langen, leuchtend grünen Kleistreifen ziehen sie nach sich. Dester lehrt bei Ankarerona das Motiv wieder, daß er Reiter mit der vollen, kräftig bewegten Silhouette gegen den Abendhimmel setzt. So auf den Bildern „Im Feindeslande“ und „Kurier vom König“. Draufend fährt der Sturm über das schneebedeckte Land, treibt die zerrissenen Wolken am Himmel vorüber und weht den Schnee vom Lande auf; über die waldumflossene Richtung kommt ein Reiter gejagt; wie er nach vor gebeugt ist und den Hut hält, wie der große Mantel im Winde weht und alle Linien des

dampfenden Pferdes vorwärts drängen, das ist von außerordentlich starker Wirkung. Vorzügliche Porträtisten haben die Schweden in den beiden Destermann. Emil Destermann giebt in der Regel eine genaue Milieuschilderung und er sucht durch Herausarbeiten der allgemein charakteristischen Züge „Den Pfarrer“, „Den Oberst“ darzustellen, während Bernhard Destermann intimer, zarter wirkt und tiefer, individueller in der psychologischen Analyse ist. Daß die Schweden diesmal auch die Geschichte ihrer Malerei zeigen wollen und ältere Maler vorführen, fügt ihrem Ruhme kein neues Blatt zu. Sie haben genau so wie alle andren langweiligen Historien- und Genrebilder und glatte „Aufsichts“-Landschaften gemalt. Die frische moderne Bewegung ist ihnen erst von den Franzosen gekommen.

Auch die Dänen sind diesmal glänzend vertreten. Ein paar prächtige Beispiele seiner kraftvollen Theerjadenbilder hat wieder Michael Ancher geschickt, Fischer, die im Zuge, von roter Abendsonne überglössen, am Strande ihrem Dorf zumarschieren, und Fischer, die schneebedeckt in den Läden des Kaufmanns treten. Kräftige Landschaften hat Pedersen und Tierbilder Therkildsen ausgestellt, von dem namentlich die „Erschrodene Pferde“ gefallen. Von Johansen sind ein paar seiner feinsinnigen Interieurbilder und ein in der Farbe schönes und auch gut charakterisierendes Gruppenbild, seine Hausfrau und seine Kinder, vorhanden, während Paulsen in seinen Landschaften immer verblasener wird. Mit einer größeren Zahl von Bildern ist Hammershøj vertreten. Sie sind fast asketisch in der Farbe, die auf graue Töne beschränkt, in ihren zarten Nuancen aber von einer tiefen Schönheit ist. Es sind leise angeschlagene Stimmungen von behaglicher Melancholie. Er malt in seinen Landschaften die Monotonie und Dede der „Chaussee“, den uebligen Novembertag, den verschleierten Himmel, in seinen Interieurs die verblakte Schönheit alter Zimmer oder einen Raum, dessen einziger Schmuck eine weiße Thür ist. Das egrreifendste aber sind seine Porträts, die von einer tiefen Psychologie sind. Man wird den Künstler am Violoncell, der ganz versunken in seine Tonwelt dasitzt, nicht vergessen können. —

### Kleines Heuiletou.

— Jüdische Sprichwörter veröffentlicht Dr. S. Weizenberg aus Eljabethgrad (Südrußland) im „Globus“. Wir drucken hier einige ab:

(Je) kleiner der Dilem (Versammlung) — (desto) greßer die Eshmeche (Freude).

Vyn Raches (Freude) leibt man nht, vhn Zures (Leid) starbt man nht.

Wasoi der Harr halt s' Ghynt, asoi bus ganze Geshndt,

A schlechter Zuhler hs a giter Mühner.

Der erste Whissen hs an Egbair (Vohrer).

Geit der Rages (Fleischer) awel, ist der Ghynt asu Moch.

Eider Ghynt kriegt san Steden.

Vyn Honeg antloist man nht.

Wer s'hot die Meies (Geld) — hat die Deies (Meinung).

Goit di — bahalt, kennst di — thi, weist di — schwag.

A Eghfel (Wechsel) hs a Chales (Messer).

In der heiligher Gemura geshnt men ech amul a Wanz.

As me hot nht ken Gant, soll men ken Foist machen.

Besser vhn a Gratsch (hitziger Mann) a Patsch (Ohreifege), eider vhn a Narr a Kisch.

A halber Nuvi (Propheet) hn a ganzer Narr.

A Chuchem (Weiser) eht, er soll leiden — der Narr leibt, er soll essen.

A Patsch (Ohreifege) vorgeit, a Wort bastleit.

Der Rebe (Lehrer) starbt, der Rhyles (Chronik) blabt.

As me handelst nht Tabak — hot men a Schmed, as me handelst nht Honeg, hot men a Lel.

A Schnir hn a Sidem fanen a Pur Scheidem (Teufel).

A Wab hn a Wechsel weren feimul nht varfallen.

Dus erste Wab hs a Ghynt (sie is getrai), dus zweite hs a Rag (sie hs falsch) hn dus dritte hs a Moiss (sie vartrugt alzding hn die Mafentleher). —

— Namen deutscher Städte. Von den deutschen Städten, welche als solche schon im Jahre 1000 unrer Zeitrechnung existierten, haben nach einer Mitteilung des „Internationalen Patentbureaus von Carl Fr. Reichelt“ nur wenige ihre alten Namen bis auf den heutigen Tag ganz unverändert erhalten, so Merseburg, Minden, Gavelberg und Fulda. Wenig verändert haben sich Osnabrügge, Bremen, Frankenevurt, Strazburg, Augsburg, Salzburg, Wirczburg, Gildinshheim, Hamaburg, Magatiburg, Salaveldum, Brendanburch, Zutriboc (Zütrebogh), Danzwyh, Aldinburg (Oldenburg), Swinfurt und Glogua. Deutlich erkennbar sind noch die Namen Metis (Mey), Eresphart (Ersfurt), Wormatia, Bizanburg (Weizenburg), Nordbinga, Bregantia (Bregenz), Krillinga (Kreising), Patherbrum (Paderborn), Misim (Meißen) und Goresitz. Am meisten haben sich die wendischen und polnischen Namen verändert, von denen hier Lubuffa (Leipzig), Vudisim (Wanzen), Eiza (Reiz), Cierbifiti (Zerbst), Eskliwac (Eichwege), Pratislaw (Prestlau), Poznan und Gnezan genannt seien. Ebenso sind die lateinischen Namen im westlichen Deutschland im Lauf der Jahrhunderte stark umgewandelt worden, wie Confluentia (Coblenz), Moguntia (Mainz), Spira (Speier) und Colonia (Köln) beweisen. —

### Aus dem Tierleben.

— Die Spinne als Wetterprophet. C. Schinke schreibt in der Wochenschrift „Aerthus“: Außer an den Wettergläsern, läßt sich der Wechsel in der Luft aus mancherlei Vorgängen erkennen, die bei Pflanzen und Tieren bei einer Wetterveränderung eintreten. Der Laubfrosch wird noch heute, wie seit langen Jahren, als Wetterprophet betrachtet und ihm steht in ähnlicher Weise der Regenwurm zur Seite. Unter den Gliedertieren ist es die verfolgte und verachtete Spinne, die als Wetterprophet gewürdigt wird und die den Umschlag in der Luft sogar mehrere Stunden vorher anzeigt. Die Anzeichen für den Wetterwechsel lassen sich bei der Spinne aus der Art des Webens und der Anfertigung oder Ausbesserung des Netzes erkennen. Die aus dem Weben der Spinne zu schöpfende Wetterprognose dürfte indessen nur wenigen Menschen bekannt sein, da ja bekanntlich auf dem Geschlechte der Spinnen der volle Haß und die Verachtung der Menschen ruht. Wo sich eine Spinne zeigt, sei es am Fenster oder in einer Zimmerede, da droht dieser auch sofort der Tod oder die Zerstörung ihres kunstvoll angelegten Gewebes.

Die Spinne findet sich überall ein und dennoch will sie kein Mensch leiden, weil sie, wie die Volksmeinung behauptet, nicht nur allein häßlich und giftig ist, sondern als ein Omen betrachtet wird, das den Menschen Kummer und Sorgen bereitet. „Eine Spinne am Morgen bringt Kummer und Sorgen“, lautet ein Spruch, der auf die Spinne als die Bringerin von Unglück Bezug nimmt; daher auch die Volksmeinung dieses Insekt als gefährlich verdammt. Die der Spinne angehörenden Behauptungen sind irrig und falsch, das Tier verrichtet vielmehr in der Natur große Dienste der Nützlichkeit. Vor allen Dingen ist die Spinne ein harmloses, unschädliches Insekt, deren Nützlichkeit von der aufgeklärten Menschheit längst anerkannt und gewürdigt wird. Außer der Nützlichkeit im Vertilgen von Fliegen und Blattläusen besitzt das Tier ein eigenartliches Empfindungsvermögen, das es in seinem Benehmen zum Ausdruck bringt und so als ein zuverlässiger Wetteranzeiger gelten kann. Wenn diese Behauptung wenig glaubwürdig und verbreitet erscheint, so mag es wohl daran liegen, daß sich niemand mit Spinnenzucht beschäftigt oder gar Spinnen zu seinen Lieblingstieren wählt. Die Andeutungen für die Ankündigung eines Wetters in der Natur lassen sich an dem Benehmen der Spinne erkennen, wenn diese in ihrem Netze sitzt und die Beschädigungen ausbessert oder in eifriger Weise zu weben beginnt.

Nach den Beobachtungen, die diesbezüglich auf einen Wechsel der Bitterkeit hindeuten, können folgende Wahrnehmungen zur Richtschnur dienen. Wie viele Tiere vor dem Wechsel der Temperaturveränderung ein eigenartliches Gefühl empfinden, das sie beunruhigt, so wird auch die Spinne von einem solchen befallen, das je nach den Störungen und dem Druck der Luft sich in einem langanhaltenden Stillstehen im Netze, im hastigen Laufen und Weben, im Liegen auf der Lauer oder in einer Teilnahmslosigkeit äußert. Die Schlüsse und Beobachtungen, die bezüglich der Wetteränderung nach den Spinnen, beziehungsweise dem Weben derselben gemacht wurden und fast immer zutreffen, lassen sich in nachstehende Regeln zusammenstellen. Wird mit dem Erwachen der Natur im Frühling die Wahrnehmung gemacht, daß die Spinnen, namentlich die Kreuzspinnen, in vorzeitiger Weise zu arbeiten beginnen, so folgt gar bald schönes und warmes Wetter. Der Einzug des warmen Wetters ist um so zutreffender, wenn die Spinnen das Spinnnetz im Westen oder Süden anlegen. Wird diese Arbeit recht langsam und in bedächtiger vorsichtiger Weise ausgeführt, wobei die Spinne wie ein kluger Vauweiser die fertige Arbeit von allen Seiten untersucht, so bleibt es anhaltend schönes Wetter. Dagegen tritt ein schnellwechselndes, häßliches Wetter ein, wenn die Spinne mit Unruhe, Hast und Eile die webenden Fäden nur leicht und oberflächlich anheftet, ohne auf eine besondere Regelmäßigkeit in der Dankunft zu achten. Weicht die Spinne in aufgespanntem Netze sitzen, wobei sie mit den Hinterfüßen die Fäden glättet, ohne an diesen zu weben oder zu spinnen, so stellt sich bald darauf trockenes Wetter ein, das in schwüle Temperatur übergeht. Man sagt, die Spinne legt oder ruht ihr Haus, was sie indessen nur dann ausführt, wenn der Trockenheit jene heimgängige Schwüle folgt, wie sie vor Gewitterausbrüchen herrscht. Sind heftige Winde oder tosende Stürme zu erwarten, so zieht die Spinne ähnlich wie der Schiffer die Segel ein, d. h. die Spinne begiebt sich nach dem befestigten Netze und löst je nach Umständen 6—10 der langen Fäden ein, mit denen das Gewebe an den Baumästen befestigt ist. Je eifriger und schneller sie diese Arbeit verrichtet, desto zeitiger rückt der Wind oder Sturm heran.

Nach einer augenscheinlichen Beobachtung hatten zwei zu Versuchszwecken gehaltene Spinnen am Vormittage eines Julitags mit großer Eile 6—8 lange Fäden eingezogen, wobei diese mit Haß dem Versteck auslückten und die Fäden schleppend am Gewebe hängen ließen. Dem Anzeichen nach war Wind oder Sturm in Aussicht, der auch tatsächlich im Laufe des Nachmittags ausbrach und mit einer großen Heftigkeit wüthete.

Ist ein Gewitter im Anzuge, auch wenn dieses noch in weiter Ferne liegt, so begiebt sich die Spinne in den Mittelpunkt des Gewebes, um mit ausgepreizten Füßen lauernd im Sprünge zu verbleiben. Eilt hingegen die Spinne mit Hast aus dem Netze, wobei sie mit den Füßen einzelne Fäden zerreiht, so folgt

ein heftiger Platzregen. Dagegen steht schönes Wetter in Aussicht, wenn sie mit eingezogenen Füßen in der Mitte des Gewebes sitzt und eingeflogene Fliegen unbewachtet läßt. Wird das Netz durch Regengüsse oder durch Luftströmungen eines starken Windes beschädigt oder zerrissen, so läßt sich aus der Art und Weise der nachfolgenden Ausbesserungsarbeit mit Leichtigkeit das Wetter bestimmen. Begiebt sich die Spinne mit großer Eifertigkeit an die Arbeit, um im folgenden Schaffen den eingetretenen Schaden auszubessern, so folgen sonnige Tage, dagegen steht ein erneuerter Regen bevor, wenn diese Arbeit erst am nächsten oder den nachfolgenden Tagen zur Vornahme gelangt. Ist Ostwind in Sicht, so findet man die Spinne in der Ostrichtung des Gewebes spinnen, um später den Platz zu wechseln, wenn Südwind folgt. Diese letzte Beobachtung hat sich so zutreffend erwiesen, daß man die Richtung des Windes längere Zeit vorher bestimmen kann. —

### Aus der Pflanzenwelt.

ia. Die Para-Nuß, die ihren Namen von der brasilianischen Provinz Para erhalten hat und in England übrigens auch als Brasil-Nuß bezeichnet wird, kommt in allen Wäldern dieses Gebiets und bis zum Orinoto hin in so ungeheuren Massen vor, daß Millionen von Centnern jährlich am Baum oder in der Vorratskammer verkauft. Die Para-Nuß stammt von einem herrlichen Baum der Myrtengewächse mit dem Namen *Bertholletia excelsa*, der eine Höhe von dreißig Meter erreicht und dessen Blüten und Samenapseln die Größe eines Menschenkopfs besitzen. Von der Größe der letzteren kann man sich einen Begriff nach der Thatsache machen, daß die einzelne Para-Nuß nur einen Samen darstellt, wovon eine große Zahl in jeder Samenapsel enthalten ist. Neuerdings wird mitgeteilt, daß sich aus den Nüssen angeblich ein Mehl bereiten lasse, das erfolgreich mit Weizenmehl in Wettbewerb treten könne. Es fehlt aber die Angabe, in welcher Weise die Nüsse entölt werden. Uebrigens wachsen auch Kokosnüsse in der Provinz Para an vielen Stellen massenhaft. —

### Humoristisches.

— Neuer Beruf. „Wer ist denn der Marine-Offizier, der so unheimlich säuft?“

„Ach der trainiert sich bloß; er ist Impresario für Torpedos-Binnenschiffahrt.“ („Simpl.“)

— Im Chauffeeegraben. Radfahrer (zu dem neuen Ankömmling): „Fahren Sie auch zu ihrem Vergnügen?“

— Der Schusterjunge (bei der Militärmusik im Lustgarten): „Sie! Sie Wämmeln, Ihre Paule!... Hören Sie denn nicht, ihre Paule!“

„Na, was is denn damit?“

„Die bu m m st!“ —

(„Lust. Bl.“)

### Notizen.

— Ein „Biographisches Lexikon der deutschen Bühne“ (im neunzehnten Jahrhundert), in welchem dramatische Künstler von Bedeutung eingehend gewürdigt werden sollen, bereitet die Leipziger Verlagshandlung von Paul List vor. —

— „Die Deutschen Kleinstädter“, Lustspiel in 4 Akten von Kockebue, gelangt am Sonnabend im Berliner Theater zur Aufführung. —

— Die Universität Zürich hat einen Preis für das Studium der Verhütung von Alkohol bei akuten Krankheiten ausgesetzt. —

— Der Planet Mercur kann zur Zeit mit unbewaffnetem Auge beobachtet werden und zwar 40 Minuten nach Sonnenuntergang während der Dauer von 1 Stunde und 20 Minuten. Der Stern erscheint glänzender als ein Stern erster Größe. —

— Der Kopf eines Waldbisons (*Bison americanus athabascæ*) ist kürzlich von dem naturhistorischen Museum in New York erworben worden. Verglichen mit dem jetzt ausgerotteten Bison der Prairien ist der Waldbison größer und die Basis seiner Hörner ist verhältnismäßig dicker. Im Jahre 1894 hatte man am Großen Sklavensee noch einige hundert Waldbisons beobachtet, im Jahre 1899 waren nur noch gegen fünfzig vorhanden, so daß auch diese Art des Großwidders Amerikas demnächst aussterben dürfte. —

— Oleander-Bäume gedeihen am schönsten und bringen am ehesten Blüten hervor, wenn ihnen ein möglichst sonniger, geschützter Standort gegeben wird. Es ist, wie der „Praktische Wegweiser“, schreibt, ferner zu beachten, daß die Krone Trockenheit bevorzugt und, wenn thümlich, vor Regen zu schützen ist; dagegen soll der Wurzelballen stets feuchtigkeithalt haben. —

— Durch Vieniensische getödet wurde in Galmershausen in der Rhön ein prallischer Arzt, als er einen Vienienschwarm einzufangen wollte. —

— Das Schlaflassen der Kinder in ihren Kleidern unter Tags ist gesundheitsschädlich, weil die Kinder meistens im Schlafe stark schwitzen. Werden sie nach dem Erwachen nicht umgekleidet und mit dem vom Schweiß durchfeuchteten Kleidern der Luft ausgesetzt, so entstehen Erkältungen mit ihrem Gefolge von verschiedenen Krankheiten. —